

Zeitverhältnisse und Jugendjahre

Nicht verschiedene Städte wie bei Homer, wohl aber verschiedene Jahre streiten bei Heine um die Ehre, durch die Geburt des Dichters ausgezeichnet zu sein. Noch heute ist die Frage nicht entschieden und wird, bei dem Mangel an zweifelsfreien Urkunden, wohl kaum jemals entschieden werden. Aber ob nun der 13. Dezember 1797, wie viele, 1798 wie einige, oder 1799, wie die meisten wollen, der rechte Geburtstag ist, auf jeden Fall wurde Heinrich Heine zu Düsseldorf an der Schwelle zweier Zeitalter geboren, von denen Schiller sang: Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord. Und das Band der Länder ist gehoben, und die alten Formen stürzen ein.

In des Dichters Lande gehen, um den Dichter zu verstehen, heißt hier weit mehr die sozialen und politischen Zustände seiner engeren Heimat und seines weiteren Vaterlandes bloßlegen als an der Hand verwitterter Pergamente die Geburts- und Sterbedaten seiner Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied verfolgen. In den Ghettos unterschiedlicher deutscher Städte nach diesen Verwandten herumzustoßern, ist wirklich ein müßiges und wenig dankbares Beginnen, und ob ein Großoheim Heines nun eine abenteuerlich durch die Welt schweifende Kreuzung von Magier und Schnorrer gewesen, ob sein Großvater von väterlicher Seite in Bückeburg im Ruf eines wohlthätigen und frommen Mannes gestanden, ist für die geistige Entwicklung des Dichters weit

unerheblicher als die eine Tatsache, daß er ein Jude war, am Niederrhein geboren zu einer Zeit, da die französische Revolution dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den Kehraus tanzte.

Von diesem Gebilde hatte Voltaire mit treffendem Spott gesagt, daß es weder heilig, noch römisch, noch ein Reich sei. In der Tat war dieses Deutschland an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nur ein unglückseliger Scherbenhügel des Mittelalters. Dieselben Ereignisse, die in den vom atlantischen Ozean bespülten Staaten, wie England und Frankreich, eine handel- und gewerbetreibende Klasse auf zwei feste Beine stellten, nämlich die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, hatten Deutschland von den neuen großen Welt handelsstraßen abgesperrt und in seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeschleudert. Der dreißigjährige Krieg tat sein übriges, das Land zu verarmen und zu entvölkern, und so durchbrach hier zu einer Zeit, wo bei Briten und Franzosen der Kapitalismus erstarkend sein Haupt erhob, die Naturalwirtschaft wieder die Geldwirtschaft, und während sich dort unter dem Druck der neuen Wirtschaftsweise zentralisierte Nationalstaaten zu bilden begannen, schoß hier ein ohnmächtiger Staatenpartikularismus üppig ins Kraut. Durch den westfälischen Frieden von 1648 war, schadensroh vom Ausland begrüßt, die Libertät, das ist die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich anerkannt worden. Deutschland wurde damit zu einem Nest ruppiger Zaunkönige, von denen jeder, je kleiner er war, desto mehr von Souveränitätsdünkel besessen wurde, desto üngstlicher sein fezchen Land gegen die Entwicklung verrammelte und es desto dichter mit Zöllen und Grenzschikanen wirtschaftlich eingitterte. So spannte sich als ein höchst lockerer Reif die deutsch-römische Kaiserkrone, die das blasse Geschlecht der Habsburger trug, um ein unendlich vielfältiges Mosaik von großen, mittleren und kleinen Staaten, von lebensunfähigen Städtchen und lächerlichen Staatsspielschachteln: tunkte man einen Pinsel in zwanzig verschiedene Farbtöpfe und spritzte ihn nach Willkür über ein Blatt Papier aus, so erreichte man bei

weitem nicht die Buntscheckigkeit der deutschen Länderkarte. über dreihundert souveräne Territorien, geistliche und weltliche Kurfürstentümer, fürstentümer, Mark- und Landgrafschaften, Bistümer, Propsteien, Äbteien, Reichsgrafschaften, Reichsfreiherrnschaften, Reichsstädte, Reichsstädtchen und Reichsdörfer wurden nur durch den gemeinsamen Mord und Plunder zusammengehalten. Denn Mord und Plunder waren die Einrichtungen, durch die sich das Reich nach außen überhaupt noch offenbarte. Der Reichstag zu Regensburg, eine Zusammenkunft von Gesandten und Vertretern der einzelnen Reichsfürsten, forderte schon seit langem den Spott der Zeitgenossen heraus. „früh beraten sie“, schildert ein Bericht aus dem Jahre 1728 die Tätigkeit der Delegierten, „von Mittag an trinken sie, vom frühstück bis in die späte Nacht sind sie voll. Um am andern Morgen ihren Kassenjammer hinunterzuspülen, leeren sie große Becher voll Tiroler Wein oder Malvasier und begeben sich dann vergnügt auf ihre Plätze, nach ihrer Meinung in der richtigen Verfassung, um in lärmender Weise ihre oft lächerlichen Abstimmungen vorzunehmen.“ Diesem zu wenig nüchternen Reichstag stand das allzu nüchterne Reichskammergericht würdig zur Seite. Die dort amtierenden Perücken waren nicht nur derart faumselig, daß sich bis zum Jahre 1772 nicht weniger als 61233 unerledigte Prozesse aufgehäuft hatten, sondern auch derart bestechlich, daß, wer den Weg nach Wehlar nicht mit Dukaten pflastern konnte, dort keinerlei Recht fand. Da Wehlar nicht nur freie Reichsstadt war, sondern in Verschiedenem hessisch-darmstädtischem Regime unterstand, so kam es über der Ausübung der Gerichtsbarkeit zu endlosen Kompetenzstreitereien und – ein bezeichnendes Stückchen von des alten Reiches Glorie! – das Ende vom Lied war, daß am Sitz der obersten Justizbehörde keinerlei Justiz geübt wurde und keine Urteile gefällt wurden: vermeintliche Schwerverbrecher ließ man solange im Kerker faulen, bis der Willkür eines Vogts die Länge der Haft als zureichende Bühne für das – nicht erwiesene! – Verbrechen erschien. Wer leichterem Vergehen bezichtigt war, wurde als glorreiches Mitglied der glorreichen Reichsarmee kurzerhand in den bunten Rock gesteckt. Diese Reichsarmee

spiegelte in ihrer Buntscheckigkeit, Schwerfälligkeit und Ohnmacht durchaus den Zustand des Reichs. All die zahllosen Staaten, Städtchen und Staatspielschachteln hatten ihr Kontingent zu dem Reichsheer zu stellen, und da sich der Umfang der Truppen nach der Größe des Territoriums bemas, so setzte sich eine Kompagnie oft aus einem Duzend Staaten zusammen, Abteien lieferten einen Trommler, Klöster einen Fähndrich, und für die Tüchtigkeit dieser Armee war ebensowohl ihre Schnelläuferleistung in der Schlacht bei Roßbach wie der Spruch kennzeichnend, den die Kriegsknechte des Erzstifts Hildburghausen an ihren Blechmützen trugen: „Sieh Frieden, Herr, in unsern Tagen!“

In diesem Deutschland hockte auf der Grundlage eines zünftlerisch beengten und beschränkten Handwerks ein beengtes und beschränktes Kleinbürgertum, das sich getreulich unter den Krückstock des angestammten Despoten duckte und aus Angst vor einem frischen Luftzug kaum die Nase zum Fenster hinaus zu stecken wagte, ein furchtbares Geschlecht baumwollener Zipfelmützen. Die Bauern, ob nun leibeigen oder hörig, ob schollen- und zinspflichtig, dümmerten in Kümmeris und Stumpfsinn dahin, der Ausbeutung eines schnöden und habgierigen Grundadels recht- und willenlos preisgegeben. Die Juden endlich saßen hinter den geschlossenen Toren der Ghettos als eine geduldete Rasse von mißachteten Parias, die allezeit freiwild waren für die Schröplust christlicher Potentaten wie für den Übermut christlichen Pöbels.

Im Jahre 1799, das wohl Heines ersten Lebenschrei in der Bolkerstraße 60 vernahm, gehörte Düsseldorf noch zur Kurpfalz. Im Februar des gleichen Jahres war der Kurfürst Karl Theodor gestorben und von den flüchten und Steinwürfen seiner Landeskinder zu Grabe geleitet worden, in jedem ein würdiger Vertreter jener deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts, die sich im Schlammbad aller Laster wälzten. Sein versöhnendster Zug noch war, daß er sich als den Mäcen der schönen Künste aufspielte und die Düsseldorfer Galerie um manches Bildwerk bereicherte. Sonst war er ein Seizkragen und Dielstraß, der alle seine nichtverschlafene Zeit üppigen Gastereien widmete,

Staatsgeschäften abhold und dabei weiches Wachs in den Händen seiner Leibhuren und Leibjesuiten. Die niederträgliche Fämmerlichkeit und fämmerliche Niedertracht der kurpfälzischen Verwaltung unter seinem Regime war selbst damals sprichwörtlich geworden, und in großen Auswandererschwärmen verließen die Pfälzer die Heimat, um der geradezu türkischen Bedrückung und Ausraubung durch ein willkürliches und bestechliches Beamtentum zu entrinnen. Dem ganzen paßte sich das kurpfälzische Heer würdig ein, dem eine Verordnung von 1769 hauptsächlich „lüderliche Bursche, Spieler, Säufer, ohne Condition befindliche Schreiber, Jäger und Handwerker, Müßiggänger, nachlässige Studenten und sogenannte Bauernkönige“ als geeignete Rekruten zuwies. Wo sogar die Kezer protestantischen Glaubens bis aufs Blut drangsalirt wurden, mindere Rechte besaßen und nicht einmal das Amt eines Dorfschulzen bekleiden konnten, waren selbstverständlich die Juden wie überall in den Pferch der Rechtlosigkeit eingesperrt. Es hatte wirklich nicht viel auf sich, wenn jener Karl Theodor gelegentlich einmal verfügte, „daß Juden als Handelsleute und Mitmenschen zu betrachten seien“, und wenn ein Biograph Heines gar viel Wesens davon macht, daß der Kurfürst einen Oheim des Dichters zu seinem Hofmedikus ernannte, so war der Leibarzt dieses Selbstherrschers immer noch ein reichlich verachtetes Menschenkind, denn er stand zur Not mit dem Hofkutscher auf einer Stufe.

Das Unwesen des mittelalterlichen fürstenabsolutismus paßte besonders schlecht zum Wesen des Niederrheins, da hier zuerst von allen deutschen Gauen die kapitalistische Industrie ihre Kinderschuhe ausgetreten hatte. In dieser Gegend barg der Boden reiche Eisenschätze, die Wälder lieferten Holz verschiedener Art, und früh schon waren die zahlreichen Wasserläufe menschlichem Gewerbesleiß dienstbar gemacht. So blühte hier die Eisen- und Textilindustrie, mit Fabriken war das bergische Land übersät, Elberfeld und Barmen, Remscheid und Solingen riefen die Erinnerung an Birmingham und Sheffield wach. In dem Herzogtum Berg, der engeren Umgebung von Düsseldorf, zählte man zur Zeit von Heines Geburt nicht weniger als 399 Werk-

stätten zur Metallverarbeitung, und zugleich war Düsseldorf ein Stapelplatz für die Waren, die, in erster Reihe Tuche und Stahlwaren, das rechte Ufer des Niederrheins nach Frankreich lieferte, und für die andern, die es in Gestalt von Wein und Brantwein, Kaffee, Öl und Zucker von Frankreich erhielt. Doch wenn schon die Bevölkerung hier so dicht gedrängt saß, wie nirgends in Deutschland, so war Düsseldorf doch keine große Stadt: eine Statistik aus dem Jahre 1797 schreibt ihr nur 7825 Einwohner zu. Aber der umstete Weltreisende Georg Forster fand sieben Jahre früher einen himmelweiten Unterschied zwischen Köln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf. „Eine wohlgebaute Stadt, schöne massive Häuser, gerade und helle Straßen, tätige, wohlgekleidete Einwohner“, und er prophezeite angesichts der regen Bautätigkeit, daß Düsseldorf in wenigen Jahren noch einmal so groß sein werde und um vieles prächtiger.

Im Jahre von Heines Geburt standen die Truppen der französischen Republik schon vier Jahre in Düsseldorf. Karl Theodor war in den Tagen der Bourbonen wie so viele der deutschen Potentaten ein wohlbezahlter Söldling Frankreichs gewesen, und auch von den neuen Machthabern nach der großen Staatsumwälzung empfing der Kurfürst um den Preis seiner Neutralität eine gutgestrichene Hand- salbe. Aber eine nach allen Seiten schönthuende Politik der Achselträger, wie sie dem schlaffen Dickwanst von Gottes Gnaden beliebte, mußte im Sturm jener Zeit gar kläglich Schiffbruch erleiden, und so sah sich auch Kurpfalz samt seinen Gauen am Niederrhein eines Tages in die kriegerischen Wirren hineingerissen.

Im Oktober 1794 schon pflanzten die Franzosen am linken Rheinufer im Angesicht von Düsseldorf einen Freiheitsbaum mit Jakobinermütze und wehenden blau-weiß-roten Bändern auf. Aus einem ihrer wenigen Geschützrohre, die nicht beim Abbrennen der Lunte in Stücke sprangen, feuerten die kurpfälzischen Samaschenknöpfe eine Ladung auf das andere Ufer hinüber, um freilich mit gestäubten Haaren gleich bis Elberfeld und Barmen davonzustieben, als die Franzosen zur Antwort ihre Kanonenschlünde sprechen ließen.

Doch erst ein ganzes Jahr später überschritten Truppen der Republik den Rhein und zogen in Düsseldorf ein, wo bis zum Frieden von Lunéville 1801 eine französische Besatzung liegen blieb. Aber auch dann erfreute sich der neue Kurfürst Maximilian Joseph nicht lange seines bergischen Besitzes, denn er mußte, ehe er zum König von Napoleons Gnaden befördert wurde, Ende 1805 das Herzogtum Berg im Austausch gegen Ansbach zur freien Verfügung des franzosenkaisers abtreten. In jenen Tagen wurden neue Staaten hurtig wie Pasteten gebacken. So schlug Napoleon auch Berg mit dem von Preußen abgetretenen Cleve zu dem Großherzogtum Berg zusammen und verließ es seinem Schwager Joachim Murat, der in der Schlacht ein draufgängerischer Reiterführer, im Frieden ein betretter und betrottelter eitler Beck war und in seiner Eigenschaft als Souverän von dem Kaiser wie ein Schulbube abgekanzelt wurde. Murats Herrschaft dauerte kaum zwei Jahre, während derer er zudem, durch Kriegszüge ferngehalten, selten in seinem Lande weilte. Als er im Sommer 1808 zum König von Neapel aufrückte, bestimmte Napoleon das Großherzogtum, das inzwischen um die industriereiche Grafschaft Mark, um Tecklenburg, Lingen, Münster, Essen und einige andere Gebiete erweitert worden war, dem Sohn seines Bruders Louis, des Königs von Holland, übernahm aber wegen der Unmündigkeit seines Neffen selbst die Verwaltung des Landes.

Wenn alle Kriege der napoleonischen Epoche nur Teilgefechte in dem gewaltigen Ringen zwischen Frankreich und England um den Weltmarkt waren und wenn bei Marengo, Austerlitz und Jena letzten Endes nur die britische Baumwolle und Leinwand aus dem Felde geschlagen wurden, erhellt ohne weiteres die große Bedeutung, die der Besitz des Niederrheins und die Gründung des bergischen Vasallenstaates für Frankreich hatten. Nicht nur wurde Preußen damit von den Ufern des Rheins weggedrängt, sondern dieser Strom, die wichtigste Wasserhandelsstraße für die Einfuhr englischer Waren nach Deutschland, befand sich jetzt in den Händen Frankreichs – dem Schmuggel vor allem konnte erfolgreicher denn vordem gewehrt werden.

Am linken Ufer des Rheins zumal war Trikolore und freiheitsbaum freudig begrüßt worden, aber auch auf dem rechten Ufer hatte der helle Jubelruf: Es lebe die frankenrepublik!, den Görres in seinem Koblenzer Roten Blatt ausstieß, lauten Widerhall gefunden. Wenn die Bevölkerung des bergischen Landes sich dem neugebackenen Großherzog mit unterwürfiger Schmeichelei und kahbuckelnder Ergebenheit nahte, so geschah das zum großen Teil in der frohen Erwartung, daß seine Herrschaft einem neuen Zeitalter die Bahn brechen werde, in der rechten Erkenntnis, daß die französischen Bataillone auf den Spitzen ihrer Bajonette überallhin die Grundsätze der bürgerlichen Revolution trugen. In der Tat wies Napoleon seinem Schwager für sein Großherzogtum sofort die Aufgabe zu, einen Musterstaat zu schaffen, der in den Bewohnern der Nachbarstaaten den Wunsch wecke, ihm anzugehören, und später wiederholte der Kaiser gelegentlich noch einmal, der großherzoglich bergische Staat habe die Normalschule für die Rheinbundstaaten abzugeben. Die Umwandlungen unter der flüchtigen Herrschaft Murats waren allerdings nur spärlicher Art. Doch als 1808 Beugnot, ein zumal in nationalökonomischen Dingen geschulter Beamter, als kaiserlicher Kommissar die Regierung des Landes übernahm, machte er sich tätig daran, die Prinzipien der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit durchzuführen. Zwar war Napoleon durchaus nicht für einen stürmenden Radikalismus in der Anpassung dieses Vasallenstaates an die Verfassung westlicher Länder, und Beugnot selbst, früheres Mitglied der Konstituante, war ein Mann der Mäßigung, aber wenn im Bergischen die Reformen auch weit schüchtern angewandt wurden als auf dem linken Rheinufer, so tat sich doch den Einwohnern des Großherzogtums der Blick in eine ganz neue Welt auf. Daß Feudalismus und jedwede Form von Hörigkeit aufhören, daß alle Vorrechte des Adels fallen, daß bürgerliches Recht Geltung haben, daß die Gerichtsbarkeit von der Verwaltung losgelöst unter Mitwirkung des Laienelementes und ohne Ansehung des Standes ihres Amtes walten sollten, all das war ebenso neu wie unerhört. Auch fiel dem Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleich-

berechtigung der Unterschied der Konfessionen zum Opfer. Die Juden genossen fortan gleiche Rechte mit Protestanten und Katholiken und als 1811 Napoleon Düsseldorf besuchte, begrüßte ihn gar der Rabbiner im Namen der drei Bekenntnisse.

Aber während die franzosenherrschaft sich überall mühte, der bürgerlichen Entwicklung die Wege zu ebnen, verschüttete sie gerade im Großherzogtum Berg die Quellen des Aufstiegs der Bourgeoisie. Mit keiner anderen Maßregel hat die französische Revolution so sehr ihr bürgerliches Wesen offenbart als durch die Schutz Zollpolitik, die mit dem Tarif vom 15. März 1791 begann und mit dem Gesetz vom 30. April 1806 ihren Höhepunkt erreichte. Da diese Schutz Zollpolitik sich im Interesse der französischen Industrie gerade gegen Erzeugnisse englischer Herkunft oder Art richtete, traf sie mit voller Wucht das Großherzogtum Berg, von dem 1809 ein Reisender berichtete, es sei ein England im kleinen. Tuchstoffen und Metallwaren wehrte die französische Douanenlinie den Übergang über den Rhein, und als den bergischen Tuchstoffen und Metallwaren 1807 auch noch der italienische Markt versperrt wurde und die Wirkungen der Kontinentalsperre dazukamen, wuchs die Verzweiflung im Lande nicht nur bei den Industriellen, denen der Mangel an Absatzgelegenheiten die Fabriken stilllegte und die Profite verkümmerte, sondern auch bei den Arbeitern, die hungernd auf den Landstraßen lagen und sich 1813 in äußerster Not zu einem ersten Gewaltstreik gegen die fremdherrschaft zusammenrotteten. Aus dieser allgemeinen Bankrottstimmung ergab sich die deutsch-patriotische Begeisterung, mit der Ende 1813 der Abzug der Franzosen und der Einmarsch der Verbündeten in das Großherzogtum begrüßt wurde.

In der Zeit, da die blitzenden französischen Bataillone den Völkern am Rhein zuerst als die Strahlen der Freiheitssonne erschienen, wuchs der kleine Heinrich oder vielmehr Harry, wie er ursprünglich hieß und wie er sich bis zu seinem Übertritt zum Christentum selber nannte, munter heran. Der Vater, Samson mit Vornamen, war 1764 in Hannover geboren und über Altona und Hamburg 1796

nach Düsseldorf gekommen, um hier einen Tuchladen aufzuschlagen und sich flugs zu verheiraten. Will man den aus Wahrheit und Dichtung gemischten Memoiren des Dichters aufs Wort glauben, so hatte dieser Tuchkrämer aus den Tagen, die er als Proviantkommissar des Prinzen Ernst von Cumberland im Felde verbracht, sogenannte Kavaliersneigungen, nämlich die Vorliebe für Schauspielerinnen, Pferde und Hunde beibehalten und war ein Mann von himmelblauer Heiterkeit, in dessen Gemüt stets Kirnes herrschte und immer die Fanfaren des Leichtsinns erklangen. Da Samson Heine aber zugleich, bei jedem Mangel an geistiger Bedeutung, zu Zeiten eine gespreizte Würde zur Schau zu stellen wußte, glänzte er auch als erster Vorsteher der strenggläubigen „Gesellschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen“. Er lebte und starb als ein begeisterter Anhänger der napoleonischen Herrschaft, nicht nur, weil sie die Juden freimachte, sondern auch, weil sie durch Ankauf von Militärtüchern seinem Geschäft reichen Gewinn brachte und nicht zuletzt, weil sie seiner Eitelkeit schmeichelte: niemals war er mehr von dem hohen Wert der eigenen Person überzeugt, als wenn er in dunkelblauer Uniform mit himmelblauen Aufschlägen, mit freudigblitzenden Epauletten, den federhut auf dem Kopf, an der Spitze der Wachtparade als Offizier der Bürgergarde durch die Stadt kokettierte. Anderen Schlags war die Mutter, Channe Peierche oder Betty van Geldern, deren vermögende Familie trotz des Namens nicht aus Holland stammte, dem klassischen Lande des Kapitalismus und dem Sitz einer mächtigen jüdischen Finanzaristokratie, sondern aus dem Städtchen Geldern in der Nähe von Düsseldorf. Bildung des Herzens einte sie mit Bildung des Geistes, denn früh schon hatte sie sich schöpfend über die Quellen geneigt, die dem Zeitalter der Aufklärung rauschten, sich an Rousseau erwärmt und für Goethe begeistert. Als die Franzosen über den Rhein drangen, klagte sie um die vergangenen Zeiten, „wo Deutschland noch Deutschland war und alles was deutsch sprach, Brüder waren“, eine nicht merkwürdige, sondern verständliche Schwärmerei bei einer Zeit- und Glaubensgenossin Moses Mendelssohns,

der als erster bewußt das Deutschtum der deutschen Juden betonte und unterstrich. Mit jenem jüdischen Familiensinn, den Heine als eine historische Erscheinung richtig einzuschätzen wußte – „aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja den armen Juden nur die familiengefühle“ – liebte er den Vater zärtlich allezeit, aber nicht minder fühlte er, daß sein Bestes ein Erbteil der Mutter war, und mehr als über-schwang der Kindesliebe war es, wenn er in einem seiner ersten Sonette ihren „hohen Geist“ ansang, „der alles kühn durchdringet und blühend sich zum Himmelslichte schwinget“.

Aus den ersten Jahren Heines ist, weder von ihm selbst noch von andern, etwas überliefert, was, Kinderspiele und Kinderstreiche, nicht auf alle halbwegs geweckten Knaben ebensogut zuträfe. Mit lächelnder Wehmut entsann er sich später dieser ersten Kinderspiele und fing ihren Zauber in Versen ein, wie er samt seiner Schwester Lotzchen sich ins Stroh versteckt und des Hahnes Kikeriki nachgeahmt, wie sie in einer alten Kiste auf dem Hof Haus gehalten und des Nachbars Kasse zu Besuch empfangen:

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem daselbe
Mancher alten Kasse gesagt.

Aber unvergeßlicher noch als diese kleinen Ereignisse des täglichen Lebens prägten sich ihm die großen Ereignisse der Zeit ein. In dem Buche vom Tambour Legrand schilderte er nachmals die Empfindungen des Dreikaiserhochs, als ein am Rathaus angeschlagenes Plakat den Düsseldorfern kund und zu wissen tat, daß der Kurfürst sie ihrer Untertanenspflichten entbinde, und staunend stand er andern Tags auf der Gasse und „besah die einmarschierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhms, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiteren und ernstern Grenadiere, die Bärenmützen, die dreifarbigern Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur und den allmächtig großen, silbergestickten Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte

und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenso schöne Mädchen am Fenster saßen". Aber sein Herz schlug vollends Generalmarsch, als er den Kaiser selbst sah, der, angetan mit der scheinlosen grünen Uniform und dem kleinen welthistorischen Hütlein, durch die Allee des Hofgartens zu Düsseldorf ritt „die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furcht- sam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern".

Damals war Heine schon seit mehreren Jahren Schüler des Lyzeums, das in den allerletzten Tagen kurpfälzischer Herrschaft aus einer Jesuitenschule entstanden war, und in dem noch Ordensgeistliche unterrichteten. Aber statt finsterner und engherziger Fanatiker waren das weltgewandte und vorurteilsfreie Lehrer wie der Rektor Schallmayer, ein freigeistiger Minorit, dessen Philosophiestunde Heine den Erwerb reicher Kenntnisse zuschrieb. Im übrigen blühte und gedieh das Lyzeum unter französischer Herrschaft vortrefflich und hatte die Zahl seiner Schüler im Jahre 1814, in dem es Heine mit erstaunlich lobenden Zeugnissen für Fleiß und sogar für Betragen verließ, gegen das Jahr seiner Gründung um die Hälfte vermehrt. Im Buch Legrand mußte der Dichter später viel Ergötzliches über Art und Erfolg und Drum und Dran des Unterrichts zu erzählen, aber sicherlich entfällt davon ebensoviel wie auf das Gut- haben der geschichtlichen Wahrheit auf das der dichterischen Phantasie. Jedenfalls aber wurde in dieser katholischen Lehranstalt die rein ästhetische Vorliebe Heines für das Wesen der römischen Kirche vertieft, die sich seinem empfind- samen Gemüt schon mit dem Pomp und Prunk der häufigen Prozessionen in der frommen Rheingegend eingepreßt haben mußte. Auch schwamm er kurze Zeit, als die fran- zosen über den Rhein entwichen, unbekümmert mit einer patriotisch hochgestimmten Schuljugend in den Wellen einer uferlosen Begeisterung für alles Deutschthümliche, derart, daß er sich sogar erinnern wollte, mit der ganzen Klasse zum freiwilligen Dienst gegen Napoleon sich angeboten zu haben.

Da es mit dem patriotischen Opfer nichts war, hieß es, sich für einen Lebensberuf entscheiden. Solange die napoleo-

nische Glorie blühte, hatte frau Betty für ihren Liebling „die goldensten Epauletten oder die bordiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers“ erträumt, aber da die Ankunft der „Befreier“ Deutschlands die Juden wieder in den Stand der Rechtlosigkeit zurückstieß und von allen Staatsämtern ausschloß, mußte dieser Traum begraben und ein anderes Los gezogen werden. Die Qual der Wahl war für den familienrat nicht groß. Als Abgott und Vorbild der familie saß auf einer Dukatentonne in Hamburg Salomon Heine, der jüngere Bruder Samsons, ein leibhaftiger Millionär und darum gefeiert und bewundert. Zudem witterte frau Betty, daß jetzt die Stunde geschlagen habe, „wo ein bedeutender Kopf im merkantilschen fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne“, womit sie freilich das Jahrhundert der Plusmacherei erheblich richtiger bewertete, als den „bedeutenden Kopf“ ihres Sohnes.

Aber da die familie von der Bestimmung dieses Kopfes nichts ahnte, lag kaum etwas näher als der Beschluß, daß Heine eine Geldmacht werden und den einträglichsten aller Berufe erlernen solle: Millionär.



